



Das Buch

Ein berührender Roman über die Liebe im Schatten einer dunklen Zeit.

1941: Das Roma-Mädchen Rubina flieht mit seiner Familie vor der drohenden Deportation in die tiefen Wälder des Sauerlandes. Dort lernt sie, Hunger, Kälte und Entbehrungen zu trotzen. Doch als ihr kleiner Bruder stirbt, scheint Rubina daran zu zerbrechen.

2008: Martin, Rubinas Sohn, geht nach einer gescheiterten Ehe ganz in seinem Beruf als Zeitungsredakteur auf. Als er Claudia begegnet und sich sofort in sie verliebt, gerät sein geordnetes Leben aus den Fugen. Beide verbindet der Kampf mit unheilvollen Erinnerungen an ihre Kindheit und eine Familiengeschichte, die sie zutiefst geprägt hat. Doch genau diese Gemeinsamkeiten scheinen es unmöglich zu machen, ganz zueinander zu finden. Denn je mehr sie sich aneinanderklammern, desto härter wird ihre Liebe auf die Probe gestellt.

Die Autorin

Charlotte Kliemann studierte in Münster Biologie und Medizin, brach beides auf der Zielgeraden ab und fand sich schließlich dort wieder, wohin es sie immer gezogen hatte: in literaturwissenschaftlichen und philosophischen Seminaren. Lange Zeit widmete sie sich der Familie und der Betreuung ihrer vier Kinder, lektorierte nebenbei wissenschaftliche Arbeiten und füllte die Schubladen ihres Schreibtisches mit Romankonzepten und -fragmenten. Doch um sich neu zu erfinden, ist es nie zu spät – also machte sie mit ihren schriftstellerischen Ambitionen ernst und veröffentlicht nun ihren Roman, „Die Zeit der vergessenen Kinder“ im FeuerWerke Verlag. Sie lebt in Lübeck und arbeitet als freiberufliche Autorin und Lektorin.

Die Zeit der vergessenen Kinder

Ein Roman von Charlotte Kliemann

Mehr zur Autorin finden Sie auf
www.facebook.com/charlottekliemannautorin
www.feuerwerkeverlag.de/kliemann/

Abonnieren Sie auch unseren Verlags- und Autoren-Newsletter und erfahren Sie so als Erster von unseren **Neuerscheinungen**, **Autorennews** und exklusiven **Buch-Gewinnspielen**:
www.feuerwerkeverlag.de/newsletter

Originalausgabe Dezember 2019

© FeuerWerke Verlag, alle Rechte vorbehalten

Maracuja GmbH, Laerheider Weg 13, 47669 Wachtendonk

Herstellung: Books on Demand GmbH

Printed in Europe

Umschlaggestaltung: Büro Süd (buerosued.de)

Lektorat: Anita Held

ISBN: 978-3-945362-65-5

Aus Datenschutzgründen und zum Schutz der Persönlichkeitsrechte wurden alle Namen der handelnden Personen geändert. Übereinstimmungen oder Ähnlichkeiten mit weiteren realen Personen sind zufällig und unbeabsichtigt. Alle Texte und Bilder dieses Buches sind urheberrechtlich geschütztes Material und ohne explizite Erlaubnis des Urhebers, Rechteinhabers und Herausgebers für Dritte nicht nutzbar.

*You can close your eyes to the things you don't want to see, but you
can't close your heart to the things you don't want to feel.*

Johnny Depp

Kapitelübersicht

Erste Begegnung	10
Nebeneinander.....	14
Rubina	28
Kinder.....	33
Rosa und die SA-Männer	42
Der Baum	52
Ein guter Geist.....	54
Auf der anderen Seite des Fensters	65
Rosa und die Flucht.....	69
Der Baum	80
Nina.....	82
Meine Mutter.....	94
Die Liebe der Magdalena	112
Rubina und Mario	123
Der Baum	134
Sonntagmorgen	136
Mireille.....	148
Rubina und Angelika.....	171
Der Baum	188
Zu Hause	190
Claudia und Jutta.....	201
Rubina und die Amerikaner	218
Der Baum	231
Claudia und Rubina.....	233
Rubina und Gero	250
Der Baum	273
Notausgang.....	281
Das Meer	287

In der Nacht war Schnee gefallen, der am Morgen dort, wo die einfallenden Strahlen der Sonne einen Weg in den Wald fanden, gelb leuchtete. Rubina stapfte allein zwischen den Bäumen voran, fort von dem Lager und dem warmen Feuer. Ihre mageren Beine waren blau vor Kälte, bis zu den Knien versanken sie im Schnee.

»Rubina, komm zurück«, schrie der große Bruder, »komm sofort zurück, Mario braucht dich!«

Rubina blieb stehen, und ohne sich umzuwenden, schüttelte sie den Kopf. Trotzig trat sie mit dem Fuß auf. Wie sollte sie Mario helfen? Sie hatte gelernt, mit der Kälte und dem Hunger zu kämpfen, aber den Tod würde sie nicht besiegen können, vor dem Tod würde sie Mario nicht retten können. Sie bückte sich, mit einer Handvoll Schnee wusch sie sich die Tränen aus dem Gesicht. Dann lief sie weiter, auf die Sonne zu, die weit vorn zwischen den Stämmen der Bäume stand.

2006–2008

Erste Begegnung

AN einem Morgen im November 1976, kurz nach meinem elften Geburtstag, nahm meine Mutter mich zu einem Ausflug mit in den Wald oberhalb des Möhnesees und kehrte allein wieder zurück.

Bis dahin war ich nicht weniger glücklich gewesen als andere Kinder, ein Junge, der auf Bäume kletterte, sich raufte und die Knie aufschlug.

Es war ein Mittwoch, und meine Mutter hatte mich überreden müssen, die Schule zu schwänzen. »Komm schon, Martin, es ist doch nur ein Tag«, sagte sie. Doch auch die folgenden zwei Tage blieb mein Platz im Klassenzimmer leer – es war nicht leicht gewesen, mich zu finden.

Fast dreißig Jahre später hörte ich das erste Mal von Claudia und verliebte mich sofort in sie.

Ich nehme an, anderen Männern in meinem Alter passiert es nicht oder in nur ganz seltenen Fällen, dass sie sich unweigerlich zu einer Frau hingezogen fühlen, nur weil sie deren Lebensgeschichte gelesen haben. Nicht etwa eine Geschichte, wie man sie von Prominenten kennt, in einer Zeitschrift oder einem Magazin, sondern auf einem herrenlosen Laptop.

Mein Bruder Robert hatte ihn mir durch einen Paketdienst schicken lassen. Er führt ein Unternehmen für Haushaltsauflösungen, und mitunter fallen ihm die merkwürdigsten Dinge in die Hände. Den Laptop hatte er in einem Haus gefunden, das zum Verkauf stand und das er von allem freiräumen sollte, was die ehemalige Besitzerin zurückgelassen hatte und was von einem Leben zeugte, das nun nicht

mehr zu ihr gehörte. In einem der halb leeren Zimmer stand er, aufgeklappt, als hätte er auf Robert gewartet. Das Ganze war eigenartig gewesen, noch eigenartiger war es, dass auf der Festplatte eine einzige Datei lag, der Lebensbericht einer Claudia Arnsberg, eben jener Frau, die das Haus zum Verkauf anbot.

Robert hatte die Geschichte gelesen, und er war der Meinung, mich müsse ein solcher Fund interessieren, schließlich sei ich doch bei meiner Zeitung Redakteur des Kulturteils. Vielleicht aber hatte sie ihn auch erschreckt, und er wollte sie loswerden.

In nur einer Nacht las ich die Aufzeichnungen dieser Claudia Arnsberg, und am frühen Morgen lag sie im Traum neben mir im Bett. Meine Hand berührte ihr Haar – das Haar, das ich einige Wochen später wiedererkannte, als der Wind, der von der Ostsee her über Travemünde wehte, es ihr aus dem Gesicht strich, während sie mir einen kurzen Blick zuwarf.

Ich hatte mich auf die Suche nach ihr begeben, es war wie ein Zwang gewesen. Ich war nach Norden gefahren und hatte mit ihren ehemaligen Nachbarn gesprochen. Doch niemand konnte mir sagen, wohin sie gezogen war. Immerhin hatte ich ihren Schwiegervater ausfindig gemacht. Er lebte in Travemünde, und ich besuchte ihn. Wir unterhielten uns lange, aber wo Claudia sich jetzt aufhielt, das mochte er mir nicht verraten. Bevor ich mich verabschiedete, legte ich ihm einen Zettel mit meiner Handynummer auf den Tisch, mit der Bitte, sie an Claudia weiterzureichen. Mein Besuch war für ihn eine Abwechslung gewesen, und er versprach mir, ihr von mir zu erzählen.

Als ich wieder im Auto saß, ich hatte ein wenig abseits geparkt, hielt vor dem Haus ein blauer Mini. Eine Frau stieg aus, groß und schlank. Sie ging auf das Haus zu, und als der Seewind ihr das blonde Haar aus dem Gesicht blies, sah sie zu mir herüber mit einem melancholischen, beinahe flehenden Blick, und ich wusste augenblicklich, dass es Claudia war.

Die Liebe traf mich so heftig, dass ich mich nicht rühren konnte, dass ich noch minutenlang, als sie längst im Haus verschwunden war, auf die hinter ihr ins Schloss gefallene Tür starrte und schließlich viel zu schnell durch die Siedlung davorraste, als wäre ich auf der Flucht.

Ich fuhr nach Hause und dachte unentwegt an diese für mich unfassbar schöne Frau und an die Melancholie, die sie umgeben hatte, durch die sie so unnahbar gewirkt hatte, obwohl dieses Gefühl mir doch vertraut war. Dennoch hoffte ich auf irgendein Lebenszeichen von ihr. Aber ich wartete vergebens.

Anfangs zählte ich die Wochen, die ohne ihren Anruf vergangen waren. Da glich sie noch einer neu gewonnenen Zuversicht, die mich auf ungewohnte Weise wieder mit dem Leben verband. Doch dann wurde das Warten Teil meines Alltags. Und das Grübeln. Was hatte mich an jenem Tag, als ich in Travemünde von der Liebe getroffen in meinem Wagen gesessen hatte, so gelähmt, dass ich nicht aufspringen und auf Claudia zugehen konnte? Wäre es nicht das gewesen, was die Liebe von mir forderte, diesen unglaublichen Zufall, diesen Augenblick, der mir geschenkt worden war, zu nutzen?

Ich machte meine Arbeit, ich las Erzählungen und Romane und schrieb in der Redaktion an meinem Schreibtisch die dazugehörenden Artikel, doch irgendwie las ich überall auch diese beiden Fragen. Ich fuhr nach Dortmund und sprach mit meiner geschiedenen Frau, verbrachte mit meinen Kindern die mir zustehenden Wochenenden, und immerzu waren die beiden Fragen gegenwärtig.

Dann geschah es immer öfter, dass das Bild meiner Mutter sich in das Grübeln mischte, wie eine Mahnung, nicht weiterhin die Augen vor ihrem Leben zu verschließen, das ja auch meines bestimmte. Inzwischen wusste ich, wie sie betrogen worden war und dass auch wir zu ihrem Leid beigetragen hatten, wir, die wir ihre Trauer um das, was sie verloren hatte, nicht bemerkten. Und ich ahnte, dass ihr Schicksal und meine Sehnsucht nach einer Frau, deren Leben ich kannte und die mir gleichzeitig so unerreichbar fern schien, miteinander verknüpft waren.

Da war es nur noch ein kleiner Schritt, und mein Entschluss war gefasst. Wann immer ich Zeit hatte, schrieb ich. Seite um Seite füllte ich mit der Geschichte meiner Mutter.

Und nach zwei Jahren, in denen ich nach und nach die Hoffnung aufgab, Claudia jemals wiederzusehen, hatte ich ein Buch geschrieben. Währenddessen war das Leben weitergegangen, die Jahreszeiten waren an mir vorbeigezogen und aus meinen Kindern waren Teenager

geworden, und immer hatte mich in Gedanken die Frau begleitet, die einmal im Traum neben mir gelegen hatte und die mir einige Wochen später einen kurzen, traurigen Blick zugeworfen hatte.

Und dann, als ich bereit war einzusehen, dass mein Warten vergeblich war, und alle Vergeblichkeit sich zu einer kleinen, quälenden Wunde komprimiert hatte – begegneten wir uns doch noch.

2008

Nebeneinander

AM Kölner Hauptbahnhof stieg ich aus dem Zug in das laue Licht unter dem Hallendach und ging, ohne einmal innezuhalten, dem Dom entgegen.

Es war ein sonniger, ungewöhnlich heißer Tag im Mai. Schon während der Zugfahrt hatte ich meine Krawatte gelockert. Wie eine Schlinge hing sie nun um meinen Hals, nur der Dachbalken fehlte, an dem ich das lange Ende hätte verknoten können. Weiß der Teufel, was mich dazu bewogen hatte, an einem solchen Tag eine Krawatte umzubinden, in dezentem Dunkelblau.

Ich saß zwischen gut gelaunten Menschen, die Schlinge wie das Zeichen einer Ächtung um den Hals. Ich vermisste die Intimität meines Volvos. Ich hatte auf ihn verzichtet, weil ich zu feige gewesen war, mich an einem Samstagmorgen in der Kölner City um einen Parkplatz zu schlagen. Also saß ich im Zug, inmitten eines belanglosen Geredes und einer geradezu unerträglichen Wochenendfröhlichkeit. Und ich fragte mich, ob man mir ansah, dass ich zu einer Frau fuhr, nach der ich mich zwei Jahre lang vergebens gesehnt hatte.

Nach vierzig Minuten Fahrt hatte sich auf der rechten Seite der Rhein in die Stadt gezwängt. Ich war aufgestanden, zur Zugtoilette gegangen und hatte mir die Schlinge vom Hals genommen. Ich faltete sie, so gut es ging, zusammen und steckte sie in die Hosentasche. Zu pinkeln wagte ich nicht, im Zug läuft man immer Gefahr, sich zu bekleckern, und auf die Klobrille mochte ich mich nicht setzen. Für den äußersten Fall gab es ja die Bahnhofstoilette. Ich ließ mir kaltes Wasser über die Hände laufen und versuchte, dem Blick in den Spiegel zu entgehen. Aber irgendetwas drängte mich, mein Gesicht zu prüfen.

Ich war perfekt rasiert, das helle graue Sakko stand mir. So weit, immerhin, schien doch alles gut zu sein. Wenn nicht die Augen wären, diese schon unangenehm großen Augen, viel zu dunkel, viel zu unergründlich, mit dem beharrlichen Flackern des Zweifelns.

Während ich auf den Dom zuing, spürte ich die Krawatte in der Hosentasche. Die Schlinge musst du loswerden, dachte ich, mit der Schlinge in der Tasche kann es nichts werden.

Der Dom stand da wie immer: keine Hilfe, keine Zuflucht, sondern eher eine Herausforderung. Auf dem Platz davor wimmelte es von Menschen, und auch ich legte wie alle anderen den Kopf in den Nacken und starrte eine Weile zu den Türmen hinauf.

Dann ein Blick auf die Uhr: noch zehn Minuten.

Die Domplatte dampfte die Mittagshitze ab, die Menschen drängten hierhin und dorthin. Ich musterte die Männer, keiner, kein einziger trug eine Krawatte. Ich strich an einem Abfallbehälter vorüber, eine leichte Bewegung des Arms, und ich war das Knäuel aus der Tasche los.

Entspannung stellte sich nicht ein. Stattdessen zog ich planlose Kreise über den Platz. Dass ich hier war, das passte nicht zu mir, nicht zu demjenigen, der ich in den zwei Jahren des vergeblichen Wartens ganz allmählich geworden war.

Genau genommen hatte ich es wohl meinem Buch zu verdanken, das niemand lesen wollte. Aber *darum* hatte ich dieses Buch doch nicht geschrieben. Nicht, um einen Köder auszulegen, an dem sie würde anbeißen können.

Wie war sie darauf aufmerksam geworden? *Sie* hatte es wohl gelesen, nahm ich an. Tatsache war: Sie hatte beim Verlag angerufen und ihre Handynummer hinterlegt. Meine Handynummer, die ich ihr über ihren Schwiegervater hatte zukommen lassen, hatte ich nur ihretwegen nie geändert. Doch sie musste diesen wunderlichen Weg über den Verlag wählen.

Er würde demnächst eine Kontaktbörse eröffnen, hatte mein Lektor gewitzelt. Bei der Verlagssuche für mein Buch war ich im Internet auf Andreas Schulte, einen ehemaligen Klassenkameraden, gestoßen und hatte ihn angerufen. Im Nachhinein konnte ich mir nicht erklären, wie es eigentlich dazu gekommen war. Vielleicht hatte die Erinnerung an

ihn, wie er im zehnten Schuljahr jeden Morgen vor Unterrichtsbeginn die Mathe-Hausaufgaben von mir abschrieb, dazu beigetragen, meine sonstige Zurückhaltung aufzugeben. Das lag zwar mehr als zwanzig Jahre zurück, aber trotzdem war uns beiden klar, dass er meine Bitte, sich mein Manuskript anzusehen und sich für eine Veröffentlichung einzusetzen, nicht einfach ablehnen konnte. Tagelang hatte ich diesen Anruf verflucht, mit dem ich einen mir inzwischen Fremden genötigt hatte, sich mit meinen Angelegenheiten zu beschäftigen. Und dann meldete sich auch noch die Frau, die seit zwei Jahren meine Gedanken beherrschte, bei ihm mit dem abwegigen Wunsch, ihre Handynummer an mich weiterzureichen.

Mit so einer Kontaktbörse würde er sicher bessere Ergebnisse erzielen als mit Manuskripten, hatte Andreas noch angefügt, und mir war so schnell keine passende Antwort eingefallen auf die bissige Bemerkung wegen des Freundschaftsdienstes, den er mir mit der Veröffentlichung des Buches erwiesen hatte, das nun floppte. Aber immerhin war ich geistesgegenwärtig genug, mir die Nummer zu notieren, auf die ich so lange gehofft hatte.

Doch dann ließ ich zwei Wochen verstreichen, bevor ich sie anrief. Zwei Wochen, die ich meinte, nötig zu haben, um mich auf unsere erste Begegnung vorzubereiten.

Als ich ihre Stimme am Telefon hörte, hatte ich sofort ihr Bild wieder vor Augen, wie sie aus dem Auto stieg, auf das Haus ihres Schwiegervaters zuging und der Seewind sich in ihrem Haar verfang. So deutlich sah ich es vor mir, als wären seitdem nur ein paar Minuten vergangen.

Jetzt lebte sie in Köln, und wir verabredeten uns für den kommenden Samstag.

Sie erwarte mich an der Kreuzblume vor dem Dom, hatte sie gesagt und erklärt, die Kreuzblume sei eine Nachbildung der einen Turmspitze in Originalgröße. Und ich hatte verwundert getan, als hätte sie mir etwas außerordentlich Erstaunliches mitgeteilt.

Oben auf der kurzen, breiten Treppe blieb ich schließlich stehen, den Dom im Rücken wie eine pausenlose Provokation von Beständigkeit. Neben der Kreuzblume scharte sich eine Touristengruppe um die

Reiseleiterin, mit erhobener Stimme redete sie auf die ihr zugewandten Gesichter ein. Ein Strom von Menschen trieb gemächlich die wenigen Stufen hinauf, teilte sich vor mir und drängte hinter mir ins Domportal.

Ich stand wie ein in den Boden gerammtes Hindernis, und ich dachte: Sie wird nicht kommen, sie hat es sich anders überlegt. Ich stellte mir vor, wie ich zurückfahren und mir sagen würde, dass doch eigentlich alles beim Alten geblieben sei.

Da fiel mir eine Frau auf, am Rand der Touristengruppe, groß und schlank. Sie trug ein hellblaues Sommerkleid und eine Sonnenbrille. Ich sah sie im Profil, und die Liebe traf mich wieder wie ein heftiger Schreck. Ich machte einen Schritt zurück und stieß einen jungen Mann an. »Sorry«, murmelte ich. Der Mann nickte mir zu und berührte leicht meinen Arm. Es wirkte wie eine Geste der Beschwichtigung, und tatsächlich, der Schreck löste sich auf, und es blieb eine unbestimmte Stimmung, irgendwo zwischen banger und hoffnungsvoller Erwartung.

Ja, ich hatte sie wiedererkannt, vor allem das Haar erkannte ich wieder, blond und in Wellen bedeckte es ihre Schultern und den Rücken.

Sie ist also doch gekommen, dachte ich, und in diesem Augenblick wandte sie den Kopf und sah in meine Richtung. Wegen der Sonnenbrille war nicht auszumachen, ob sie ausdrücklich mich ansah. Sie löste sich aber von der Gruppe und ging sehr direkt auf mich zu, im Laufen nahm sie die Sonnenbrille ab und ließ sie in die Tasche fallen, die ihr über der Schulter hing.

Ich wagte es nicht, ihr geradeheraus entgegenzublicken, und sah halbwegs über sie hinweg auf die Kreuzblume.

Sie setzte einen Fuß auf die unterste Stufe und blieb stehen.

»Martin Heuser?«, fragte sie.

»Ja«, sagte ich und tat, als wäre ich aus tiefen Gedanken aufgeschreckt worden.

Sie stieg die Stufen hoch und streckte mir zwischen den vorwärtsdrängenden Menschen die Hand entgegen: »Ich bin Claudia Arnsberg. Es freut mich, Sie kennenzulernen.«

Mit der freien Hand strich sie sich das Haar hinters Ohr.

Ich drehte mich kurz zum Dom um, der auch jetzt, wie ich ja gleich bei meiner Ankunft schon bemerkt hatte, keine Hilfe war.

Für zwei oder drei Sekunden hielt Claudia meine Hand, und ich gab mir alle Mühe zu lächeln.

»Haben Sie schon gegessen?« Sie blinzelte gegen das Sonnenlicht und hielt sich dann schützend die Hand, die die Strähne hinter das Ohr geschoben hatte, über die Augen.

Ich verneinte und hätte beinahe, nur um auch einmal mehr als Ja und Nein zu sagen, verlauten lassen, ich müsse eigentlich nichts essen, als sie einen Vorschlag machte.

»Gleich dort drüben«, sagte sie, »gibt es ein Restaurant, das neu eröffnet hat. Wir könnten es ausprobieren.«

Wir arbeiteten uns gemeinsam gegen den Strom voran und gingen zum *Gaffel* hinüber. Ich hatte von der Neueröffnung in der Presse gelesen. Das *Gaffel* war ziemlich angesagt.

Ich sagte etwas Ähnliches mit einer knöcheligen Stimme, während ich sie neben mir spürte wie etwas Leichtes, Flüchtliges.

Sie lachte. »Warum nicht?«, fragte sie. »Warum nicht was Angesagtes?«

Dabei sah sie zu mir herüber, interessiert, vielleicht auch prüfend. Hier, im Schatten der Häuser, fiel mir ihre Augenfarbe auf. Veilchen, dachte ich, käme sie in einem alten Roman vor, hätte sie veilchenblaue Augen.

Vor dem *Gaffel* musste entschieden werden: draußen oder drinnen. Ich sollte entscheiden. Weil ich der Gast sei. Ich entschied mich für drinnen.

Hinter dem Eingang blieben wir gleichzeitig stehen: Vor uns ein riesiger Schankraum, von Säulen unterteilt, vom Sonnenlicht durchflutet, das durch ein gewaltiges Oberlicht fiel und in den holzgetäfelten Wänden versickerte.

»Beeindruckend, nicht wahr?«, fragte sie. Sie schien stolz zu sein auf ihren Vorschlag.

Ich stimmte zu. »Eine gute Wahl, hierher zu gehen«, sagte ich.

Sie glitt vor mir her zwischen den Tischen entlang, umspült vom Stimmengewirr der Gäste. Tief im Raum fanden wir Platz, sie mir gegenüber. Ich sah mich unauffällig nach dem Notausgang um, und als ich das grüne Licht mit der fliehenden Strichfigur gefunden hatte, wurde ich sicherer.

Sie fragte mich nach meinem Buch, ob es sich noch gut verkaufen lasse und ob ich vorhabe, ein weiteres zu schreiben.

Also doch: das Buch.

»Na ja«, antwortete ich, »meine Kinder haben es gelesen und vielleicht noch eine Handvoll notorischer Leser, die alles lesen, was ihnen in die Hände fällt.«

Ich versuchte zu lächeln, doch wie immer war es mir unangenehm, über das Buch zu sprechen. Als hätte ich mit dem Geschreibe etwas offenbart, ein Geheimnis, das ich besser für mich behalten hätte und das nun Rückschlüsse auf mich zuließe.

Wenn ich einen passenden Stoff fände, brachte ich reichlich wichtigtuertisch hervor, für den es sich lohne, ein zweites zu schreiben, würde ich wohl nicht widerstehen können.

Ich sagte *widerstehen*, als ginge es um eine Verführung.

Sie lächelte, irgendwie nachsichtig. Und immer noch lächelnd sagte sie, *sie* habe es mit großem Interesse gelesen.

Sie strich sich wieder die blonde Haarsträhne hinter das Ohr, und fuhr – jetzt in einem ganz ernsten Tonfall – fort: Es sei eine unvorstellbar grausame Zeit gewesen, und wie ich wisse, habe sie sich auch damit auseinandersetzen müssen, und in gewisser Weise sei sie gleichfalls eine Betroffene, auch wenn Jahrzehnte dazwischenlägen, eben eine nachträglich Betroffene. Und die Menschen, die ich beschrieb, wie sie immerzu vertrieben worden seien, ständig in Gefahr, und wie sie Tag für Tag nur um ihr Überleben gekämpft hätten – das sei ihr sehr nahegegangen.

Es schmeichelte mir, ihrer Stimme zuzuhören, wie sie nahezu schwärmend über das sprach, was ich mir einmal unter einigen Mühen abgerungen hatte und das mir, wenn ich es jetzt las, so unbegreiflich erschien, als hätte in den vielen Stunden am Schreibtisch jemand Fremdes neben mir gestanden und es mir zugeflüstert.

Ich beobachtete Claudias Hand, die zwischen Daumen und Mittelfinger, schmalen langen Fingern, einen Bierdeckel auf der Tischplatte kreisen ließ. Und bevor sie mein Buch weiter loben konnte, wechselte ich das Thema. Ich erkundigte mich nach ihren Kindern und nach ihrem Hund.

Sie ging sofort darauf ein. Sie sagte, mit den Kindern laufe alles gut. Nur mit dem Hund sei das so eine Sache. Er habe im Winter eingeschläfert werden müssen, und die Erinnerung an den sterbenden Hund auf dem Tisch in der Tierarztpraxis, die setze ihr immer noch zu.

Ich versuchte, so etwas wie Anteilnahme auszudrücken. Und dann wussten wir eine Zeit lang nichts zu sagen. Sie aß einen Salat, ich ein Gulasch mit Roggenbrötchen, dazu trank ich ein Kölsch. Ich bot ihr von meinen Brötchen an. »Gerne«, sagte sie, ohne zu zögern.

Beim Kaffee bat sie plötzlich um Entschuldigung. Es tue ihr leid, dass sie sich damals, als ich versucht hätte, mit ihr in Kontakt zu kommen, nicht gemeldet habe.

Ich wusste darauf nichts zu sagen, und um ihre Entschuldigung nicht so verloren im Raum stehen zu lassen, fragte ich sie ein wenig unmotiviert, wie es ihr jetzt ginge.

Jaja, nickte sie, sie komme zurecht.

Ich kannte ja ihre Geschichte, zwei Jahre lang hatte ich sie mit mir herumgetragen. Ich hatte sie auf dem Laptop gelesen, den mein Bruder mir geschickt hatte, weil auch er sie gelesen und weil sie ihn erschreckt hatte.

Sie hatte von ihren Eltern erzählt. Der Vater stammte aus einer Familie überzeugter Nationalsozialisten, die während des Dritten Reichs eine wichtige Rolle gespielt hatte. Die Mutter war jüdischer Herkunft, die meisten ihrer Vorfahren waren in Auschwitz umgekommen. Die Eltern wollten mit ihrer Ehe so etwas wie ein Bündnis der Versöhnung schließen, ihre gemeinsame Tochter Claudia sollte das Zeichen der Überwindung der Vergangenheit sein. Es hatte etwas Mystisches, beinahe Heiliges.

Ich sah Claudia an, wie sie mir gegenüber saß, an ihrem Kaffee nippte und den Blick durch den Raum schweifen ließ. Ich wusste, dass sie neununddreißig Jahre alt war, und ich versuchte, sie mir als Kind vorzustellen. Ein zartes Kind mit immer ernsten Augen, aus denen das

Wissen sprach, eine Verantwortung zu haben: die Vergangenheit vergessen zu machen.

Wie es dazu kommen konnte, dass das Bündnis der Eltern zerbrach, obwohl sie ihre Tochter, das Zeichen der Versöhnung, doch immer vor Augen hatten, dafür fand ich in Claudias Aufzeichnungen keine Erklärung.

Die Mutter hatte sich in eine Affäre gestürzt, der Vater fühlte sich verraten und begann seinerseits Verrat an seiner Tochter. Er hatte sich an ihr vergangen. Auf mich wirkte es, als hätte er das schänden wollen, das ihm einmal heilig gewesen war und das mit dem Bruch des Bündnisses für ihn jeden Wert verloren hatte. Sein Leben erschien ihm daraufhin widerwärtig, und er setzte ihm ein Ende. Die Mutter floh aus Deutschland nach Afrika, neuen Aufgaben entgegen. Claudia blieb allein zurück, tief verletzt und gedemütigt. Sie war vierzehn Jahre alt, ein Alter, in dem man sich noch selbst die Schuld am eigenen Unglück und dem der Eltern zuschreibt.

Ich hatte viel darüber gegrübelt, warum den Eltern nach ihren Fehlritten kein Neuanfang gelungen war. Warum hatten sie sich von ihrer Tochter, die ihnen doch so wichtig gewesen war, abgewendet, als hätten sie plötzlich jedes Interesse an ihr verloren? Und wie so häufig in letzter Zeit hatte sich mir eine Frage aufgedrängt: Was zum Teufel machte eigentlich diese Vergangenheit mit uns, an der wir doch gar nicht teilgehabt hatten und die doch schon fast zwei Generationen hinter uns lag?

Claudia lebte fortan in einem Internat. Erst während ihres Studiums fand sie wieder eine Familie, sie heiratete einen geschiedenen Mann, der eine kleine Tochter, Mireille, mit in die Ehe brachte. Doch Claudias ständige Furcht, wieder alleingelassen zu werden, belastete das Verhältnis. Daran änderten auch die beiden gemeinsamen Kinder nichts, die in den folgenden Jahren geboren wurden.

Ich hatte mich diesem Mann immer verbunden gefühlt, obwohl ich mir doch nichts mehr wünschte, als an seine Stelle zu treten. Ich konnte seine Ohnmacht nachempfinden, wenn alle Liebe wirkungslos blieb und schließlich nur noch Beschämung war. Nur der Alkohol hatte ihm geholfen, dass er die Situation und sich selbst ertragen konnte. Und als man ihm diese Zuflucht nehmen wollte, wählte er den

Freitod. Claudia hatte daraufhin das Haus, in dem sie zusammen gelebt hatten, verkauft und dort den Laptop mit ihrer Geschichte zurückgelassen.

Das war äußerst sonderbar, und ich konnte es mir nur mit ihrer damals wohl maßlosen Verzweiflung erklären, denn zum zweiten Mal war sie alleingelassen worden, zum zweiten Mal musste sie sich für den Tod eines ihr doch lieben Menschen schuldig fühlen.

Das alles musste tiefe Spuren hinterlassen haben, nach denen ich jetzt suchte. Doch allenfalls in einer ganz leichten Steifheit der Schultern fand ich eine Andeutung, als läge darauf eine Last, unter der sie sich keinesfalls beugen wollte.

Es ginge ihr gut, sie komme zurecht, wiederholte sie, sie habe ja auch ihre Arbeit, die lenke sie ab.

Sie schwieg, sie starrte in ihre Kaffeetasse, die sie mit beiden Händen umschloss. Sie schien zu warten, dass ich nachfrage. Glücklicherweise war ich aufmerksam.

Dass sie Jura studiert hatte, wusste ich. Also fragte ich, was sie denn arbeite, und sie antwortete knapp: »Juristische Korrespondenzen für einen Onlineshop. Fahrräder.«

Hauptsächlich Mahnungen und Rechtsbelehrungen, lächelte sie dann, das meiste könne sie von zu Hause aus erledigen, so sei sie immer für die Kinder da.

Sie trank einen Schluck von ihrem Kaffee, griff nach ihrer Tasche und kramte darin, als suchte sie etwas.

Jetzt fiel mir auf, dass sie traurig war, wie damals, vor zwei Jahren, als sie durch den Seewind auf das Haus ihres Schwiegervaters zuing. Doch sie hatte wohl gelernt, damit umzugehen. Sie wird sich Hilfe geholt, wahrscheinlich eine Therapie gemacht haben, dachte ich und betrachtete den Scheitel auf ihrem gesenkten Kopf.

Sie führte mich noch zum Rhein hinunter. Wir gingen durch die Grünanlagen. Ich sah uns mit den Augen anderer Spaziergänger, wie wir langsam nebeneinander den Weg entlangschlenderten. Nebeneinandergehen, das hatte etwas Magisches für mich, es war eine Form von Vertrautheit.

Wir sprachen wieder über mein Buch. Sie interessierte sich dafür, was darin *authentisch* sei und was *fiktiv*. Im Grunde genommen sprachen wir über mich. Wenn auf dem Fluss ein Frachter vorübertockerte, sahen wir hinüber auf das stumpfe Silber des Wassers, das durch den gleitenden Schiffsrumpf aufgebrochen wurde zu kleinen schmutzig grauen Wellen, die sich an die Wände schmiegt und zum Heck rollten.

Schließlich begleitete sie mich zum Bahnhofsvorplatz, und hier fragte ich sie, ob wir uns wiedersehen würden. Es hatte nicht viel Mut erfordert, die Stimmung war heiter. Straßenkünstler bevölkerten den Platz, Zirkusartisten machten Sprünge zu Trommeltönen und bildeten plötzlich eine menschliche Pyramide, eine Band spielte Countrymusik. Sie stimmte sofort zu, sie zierte sich nicht. Doch dann verabschiedeten wir uns, ohne etwas Konkretes ausgemacht zu haben.

Auf dem Bahnsteig ging ich schnell auf und ab, um mich von dem quälenden Gefühl eines Versäumnisses zu befreien. Doch anstatt ruhiger zu werden – ich hatte ja ihre Telefonnummer, jederzeit konnte ich sie erreichen –, fiel mir das verpasste Fußballspiel von Schalke ein, Schalke gegen Eintracht Frankfurt. Ich dachte an die gewohnte harmlose Geborgenheit vor dem Fernseher, wenn ich allein war und doch zusammen mit dem Erfolg oder Misserfolg der Mannschaft.

Unwägbarkeiten mied ich wie die Pest. Das war im Laufe der Jahre zu einem Lebensprinzip geworden. Jetzt, nach meinem ersten Treffen mit Claudia, als ich auf dem Kölner Bahnhof auf meinen Zug wartete, um nach Hause zu fahren, und an das verpasste Fußballspiel dachte, hatte ich bereits mit meinem Prinzip gebrochen. Das Merkwürdige war, dass es mich plötzlich amüsierte. Ich lächelte vor mich hin. Und ich tat noch etwas anderes: Ich ließ eine Ahnung abblitzen, an diesem kleinen Lächeln blitzte sie ab, die Ahnung, dass ich einen Preis würde zahlen müssen für dieses Lächeln.

Schließlich war ich gezwungen, stehen zu bleiben, immer mehr Menschen drängten die Treppe herauf. Auf der Höhe der Bahnsteige spähten ihre Gesichter erwartungsvoll nach rechts und links, als hätte man ihnen für heute Abend hier oben an Gleis vier eine besondere Attraktion versprochen.

Züge schlichen sirrend unter das Hallendach, zogen sanft an und flossen wie in plötzlicher Eile rasch davon. Und prompt überkam es mich, das offenbar Unvermeidliche: Die Atmosphäre großer Bahnhöfe, das Kommen und Gehen, eine organisierte Mobilität, alles weckte meine Sehnsucht, wie immer, wenn ich unterwegs war. Manchmal hatte ich das Verlangen zu juchzen, manchmal zu weinen. Es war ergreifend, und es war lästig, dieses Sehnen, dieses Fern- und Heimweh. Es verdunkelte mein Selbstverständnis. Und es war albern, ich fuhr ja nur mit dem Regionalexpress von Köln nach Essen, am Samstagabend zwischen lauten, fröhlichen Menschen. Ich fuhr zurück zu meiner Drei-Zimmer-Wohnung am Stadtpark, in der ich seit Jahren lebte, ohne das Bedürfnis zu haben, daran etwas zu ändern.

Klischee-Opfer hatte Robert mich genannt. Ich sei Opfer eines Klischees, wenn mich solche Gefühle heimsuchten, mehr nicht. Und ich glaubte ihm. Ich hatte ihm immer geglaubt. Er war mein Bruder, zu ihm hatte ich aufgesehen, und wer weiß, vielleicht war ich dank seiner überhaupt noch hier.

Mit den anderen Fahrgästen schob ich mich in den Waggon. Geschäftsschluss, dachte ich, und ich stellte mir Claudia vor, wie sie die letzten Minuten genutzt hatte, wie sie diesem Tag noch etwas Praktisch-Sinnvolles abgerungen hatte und in einem der Kaufhäuser um die Auslagentische gehastet war, um schnell noch eine Besorgung zu erledigen.

Der Zug war überfüllt, ich blieb auf der unteren Plattform stehen. Schwüle Luft, unzählige Stimmen, niemand stand allein und schwieg wie ich.

Aber hatte ich nicht während des ganzen Nachmittags geredet? Über mich geredet? Hatte ich überhaupt für irgendetwas Interesse gezeigt, was sie anging? Wie war sie zum Dom gekommen? Mit der Straßenbahn? Mit dem Auto? Wo hatte sie geparkt? Noch nicht einmal danach hatte ich gefragt.

Und dann musste ich ihr auch noch diese peinliche Geschichte erzählen. Unten am Rhein war es gewesen, während wir nebeneinander durch die Grünanlagen gegangen waren und ich mich unentwegt mit den Augen der anderen gesehen hatte – ein Mann mit

auffallend dunkler, olivfarbener Haut, als wäre er gerade aus dem Urlaub gekommen, mit schwarzem Haar und wenigen grauen Strähnen, und neben sich die blonde schlanke Frau.

Auf der Promenade waren wir stehen geblieben. Ein roter Zug glitt auf die Hohenzollernbrücke und durchbrach in gleichbleibendem Tempo das filigrane Gewirr aus Metall und Schatten. Wir blickten auf den Anleger hinaus, an dem ein Schiff vertäut war. Eine leichte Kühle stieg aus dem Wasser auf. Möwen gaben sich schreiend auf und ließen sich fallen, besannen sich im letzten Moment und stießen sich wie von einem ausgespannten Tuch von der Wasserfläche ab und stiegen schwerelos wieder auf.

Claudia streckte die Arme über den Kopf, die Finger verflochten, und legte dann die verschränkten Hände auf ihr Haar. Ihr Kleid hob sich und warf Falten im Rücken. Ich stand neben ihr und konnte nicht sehen, wie weit es über die Beine hochgerutscht war.

Von ihr aus könne es den ganzen Sommer so heiß bleiben, sagte sie.

Bis dahin hatten wir in erster Linie über mich geredet. Jetzt wäre der Augenblick gewesen, um von ihr zu sprechen, doch ich antwortete nur, dass ich die Sommerwärme auch liebte. *Liebte*, sagte ich und erschrak, wie lässig mir das Wort über die Lippen kam. Es war so unpassend, es klang so übertrieben. Claudia sah weiterhin, die Hände auf dem Kopf, auf den Fluss und machte mich darauf aufmerksam, dass unter uns der Tunnel mit der Bundesstraße 51 entlangführe. Ich kannte den Tunnel, doch wieder tat ich so, als wunderte ich mich.

Auf dem vertäuten Schiff lief ein Hund auf und ab. Ich wollte bemerken, wie sicher der Hund sich doch bewegte, so unmittelbar am Wasser, da ließ sie die Hände vom Kopf fallen und fragte: »Wie haben Sie es erfahren? Und wann?«

Mehr sagte sie nicht. Ich verstand sofort, was sie meinte. Um meine Herkunft ging es, das war mir gleich klar, und ich wunderte mich darüber, wie selbstverständlich sie davon ausging, dass ich nicht mit dem Wissen um diese Herkunft aufgewachsen war, sondern dass man sie mir eines Tages hatte erklären müssen.

In ihrer Frage hatte etwas Dringliches gelegen, als hinge alles Weitere von meiner Bereitschaft ab, ihr darauf zu antworten.

Erst jetzt im Zug, allein zwischen den lauten Menschen, kamen mir Zweifel. Hatte ich so ausführlich sein müssen? Und hatte ich meine Mutter immer wieder Rubina nennen müssen, als handelte es sich um eine entfernte Bekannte?

Während wir langsam weitergegangen waren, hatte ich es ihr erzählt. Hatte ich geschwafelt?

»Sieben war ich«, so hatte ich begonnen, »mein Bruder Robert drei Jahre älter.«

Claudia sah mich an mit ihren blauen Augen. Veilchenblau, hatte ich wieder gedacht. Dieses in Jahrhunderten abgegriffene, speckig gewordene Wort, immerzu war es mir durch den Kopf gegangen.

Auf dem Teppich hätten wir gehockt, meine Mutter in der Mitte, ich rechts von ihr, Robert auf der linken Seite, sagte ich, während die veilchenblauen Augen Wort für Wort aus mir hervorlockten. Warum wir dort gesessen hätten, wüsste ich nicht mehr. Auch warum Rubina dort zwischen uns geweint habe, hätte ich vergessen. Ihre Stirn auf ihren aufgestellten Knien, so hätte sie geweint. Und ich hätte Angst vor ihr gehabt, unheimlich sei sie mir gewesen, weil sie weinte. Eine Mutter darf nicht weinen, hätte ich damals gedacht, wenn eine Mutter weint, dann ist die Welt in Unordnung, dann stimmt mit der ganzen Welt etwas nicht.

Nein, ich hatte nicht geschwafelt, unten an der Rheinpromenade. Ich hatte Claudia nicht gelangweilt, sonst wäre ihr Blick nicht so einfühlsam gewesen, so empathisch.

Dann habe Rubina uns diese Geschichte erzählt. Wo ich herkomme, das sei der Titel der Geschichte gewesen. Und sie habe uns angesehen, mich und meinen Bruder, und hinzugefügt: Und wo *ihr* herkommt. Immer wieder fiel das Wort *Roma*. Ich hatte dieses Wort noch nie zuvor gehört. Meine Mutter sprach es mit einem merkwürdigen Schmerz in den Augen aus, sodass ich nicht wagte nachzufragen. Und auch Robert nahm es stumm hin. Aber er fragte am nächsten Tag seine Klassenlehrerin, und mittags, auf unserem Weg von der Schule nach Hause, erklärte er es mir.

Und der Schluss ihrer Geschichte, sagte ich zu Claudia, sei ein Versprechen gewesen: Niemals würde sie uns weggeben, niemals.

Da blieb Claudia stehen. »Warum das? Warum hat sie das gesagt?« Sie fragte, als wäre sie bestürzt, zumindest verwirrt. Dann hielt sie wieder schützend die Hand über die Augen. Ich hatte an ihrem Ellbogen vorbei auf den Fluss gesehen und mit den Schultern gezuckt: Ich hätte es vergessen.